

Fenja Jauch, Klasse 10b



x
el.net

Prolog:

Lieber Papa,

ich weiß gar nicht, wie ich anfangen soll. Ich hoffe, du bekommst diesen Brief, bevor du es in den Nachrichten liest. Ich will, dass du weißt, dass du keine Schuld hast. Seit Mamas Tod geht es mir nicht mehr gut. So kann ich nicht mehr weiterleben. Das schaffe ich nicht. Seitdem sie weg ist, gab es für mich nicht einen einzigen schönen Tag, ich habe nicht ein einziges Mal gelacht. Es tut mir so schrecklich leid. Ich hoffe, du verstehst das. Ich hatte dich immer lieb!

Deine Enya

Aber was ist mit Tanzen im Regen?

Es war ein so seltsames Gefühl, das letzte Mal Fahrrad zu fahren, den Fahrtwind zu spüren, der mir ins Gesicht pustete. Meine langen blonden Haare flatterten im Wind, genau wie früher, als ich mit meiner Mutter Fahrrad fahren war. Die Haare habe ich von ihr geerbt, genau wie die ozeanblauen Augen, aus denen langsam eine dicke Träne kullerte. Eigentlich ist das Leben doch meistens schön gewesen. Wo ist dieses kleine glückliche Mädchen geblieben, das immer mit einem Grinsen durch die Gegend gelaufen war? Das Mädchen, das alle anderen mit ihrer positiven Stimmung begeistert hatte. Das Mädchen, dessen strahlende Augen alle beneidet hatten. Übrig war nur noch ein müdes Glitzern durch die vielen Tränen, die auch jetzt wieder in Strömen über meine Wangen liefen. Ich hatte das alles so satt. Die ganzen Tränen, die ganzen Schmerzen und vor allem das ganze Mitleid von Leuten, die mich nicht einmal wirklich kannten. „Es ist schlimm, seine Mutter zu verlieren. Ich weiß wie du dich fühlst“, der Satz, mit dem jede zweite Person Verständnis zeigen wollte, damit ich mich besser fühlte. Aber keiner von ihnen konnte nachvollziehen, wie es mir ging, kein einziger. Es wusste, verdammt nochmal, keiner, wie es sich anfühlt, wenn einem das Herz in Millionen von Scherben zerspringt, die einen aufschlitzen und innerlich verbluten lassen. Ich glaube, als meine Mutter starb, starb ein Teil von mir mit ihr. Der unbeschwerte Teil, der glückliche Teil.

Wie früher lehnte ich mein Fahrrad an den Baum rechts neben den Weg, der zur alten Holzbrücke führte. Doch dieses Mal war es anders. Dieses Mal wusste ich, dass ich später nicht wieder zurückkommen und nach Hause fahren würde, wobei sich Zuhause mittlerweile nicht mehr wie Zuhause anfühlte. Seitdem Mama nicht mehr da ist, ist unser Haus nur noch ein Ort, an dem ich esse und schlafe. Früher habe ich mich immer gefreut nach Hause zu kommen und war auch immer glücklich, wenn mein Vater abends von der Arbeit kam. In letzter Zeit probierte ich ihm so gut wie möglich aus dem Weg zu gehen, denn seitdem er kurz nach Mamas Tod seinen Job verloren hatte, ging es immer weiter bergab mit ihm. Mittlerweile lag er nur noch auf dem Sofa vor dem Fernseher und versuchte seine Probleme mit billigem Wein zu lösen.

Inzwischen war ich auf der Brücke angekommen. Ich wartete noch einen Augenblick, bis ein Junge mit Locken an mir vorbeigelaufen war. Dann lehnte ich mich über das Brückengeländer und blickte hinunter. Mindestens 20 Meter. Das Flussbett war fast ausgetrocknet. Es hatte schon lange nicht mehr geregnet, nur ein kleines Rinnsal kämpfte sich trostlos durch den Kies. Ich würde eine harte Landung haben, aber das war dann auch egal.

Langsam kletterte ich auf das Geländer und hielt mich noch an einer Stütze fest. Ich wollte die letzte Minute meines Lebens noch genießen. Auch jetzt spielte der Wind wieder mit meinen Haaren. Sieht man normalerweise nicht kurz vor dem Tod die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben vor seinem inneren Auge? Ich schloss die Augen und dachte an all die schönen Erlebnisse aus meiner Kindheit. Ich dachte an meinen ersten Tag im Kindergarten, als ich direkt in der Puppenecke spielte und dort das erste Mal Freunde fand. Ich wusste noch, wie wir immer auf Entdeckungstour gegangen waren und Kuchen aus Sand gebacken hatten. Wir spielten immer „Die Jungs fangen die Mädchen“ oder anders herum. Ich dachte

daran, wie ich immer mit meinem Kindergartenfreund Hand in Hand nach Hause gelaufen war und mich auf das Mittagessen gefreut hatte. Ich erinnerte mich, wie glücklich ich immer war, wenn der Winter und der erste Schnee kamen. Wie schön es doch war, mit Papa einen Schneemann zu bauen und ihn dabei mit Schneebällen abzuwerfen. Wie sehr ich dabei gelacht hatte! Einmal hatten wir in den Bergen Urlaub gemacht und waren dort Schlitten gefahren. In den Pausen saßen wir mitten in einem verschneiten Wald und Mama hatte Lebkuchen und Kinderpunsch dabei. Der Winter war immer meine Lieblingsjahreszeit. Aber auch den Sommer liebte ich. Irgendwann habe ich zu Ostern mein erstes Fahrrad bekommen. Ab da machte ich oft Fahrradtouren mit meinen Eltern. Entweder wir fuhren an den nahegelegenen Baggersee, wo sie mir beibrachten, wie man schwimmt, oder wir fuhren nur hierher, zum Fluss, wo wir unsere Füße baumeln ließen und gemütlich picknickten.

Jetzt konnte ich die Tränen nicht mehr unterdrücken. Sie liefen meine Wangen hinunter und tropften in das Flussbett. Verdammt, es ist so schwer jemanden zu verlieren, der alles für einen war. Sie war nicht nur meine Mama, sie war auch meine beste Freundin und gleichzeitig meine größte Unterstützung. Ich dachte daran, wie sie mich einmal getröstet und mir Mut gemacht hat, als mich meine dämlichen Klassenkameraden wieder einmal fertig gemacht haben. Auch wenn es mich immer ein wenig verletzte, wenn sie mich auslachten, weil meine einzige Freundin meine Mutter war, wusste ich doch insgeheim, dass sie die enge Bindung und die Liebe zwischen mir und Mama beneidet haben. Aber was bin ich jetzt? Wer ist jetzt mit mir befreundet? Wer liebt mich jetzt? Eigentlich sollte ich glücklich sein, denn in wenigen Minuten werde ich sie wiedersehen, in wenigen Minuten bin ich nicht mehr alleine, hoffentlich. Was wäre, wenn ich Mama doch nicht wiedersehe, vielleicht sogar nie wieder? Schnell verdrängte ich diesen Gedanken. Wenn ich fest daran glaube, werde ich sie wiedersehen. Und außerdem war mein Leben auch nicht lebenswert. Das hier war also der einzige Weg. Ich atmete noch einmal tief ein, öffnete die Augen, blickte das letzte Mal hinauf zum Himmel, wo ich ein paar Augenblicke später sein werde und....

...ich hörte ein Räuspern hinter mir. Erschrocken drehte ich mich um, es war der Junge mit den Locken. „Darf ich wissen, was genau dein Ziel ist?“, fragte er auch noch, „Ich verstehe nicht ganz, was es dir bringt, auf diesem Geländer herumzuturnen. Du könntest runterfallen.“ Wieso sagte er das? Er wusste ganz genau, warum ich auf das Geländer geklettert war. Das erkannte ich an seinem Gesicht. Was wollte er von mir? „Bitte hör auf, lass es einfach, tu nicht so, als wüsstest du nicht, was ich vorhabe. Geh weiter, tu so als hättest du mich nie gesehen.“ Eigentlich wollte ich ihn wütend anschreien, um ihm zu zeigen, dass ihn meine Angelegenheiten nichts angehen, aber meine Stimme zitterte so stark, dass ich nicht wusste, ob man mich überhaupt verstehen konnte. Auch meine Beine, oder besser gesagt, mein ganzer Körper fing an zu zittern. Wie sehr ich mich dafür hasste! Ich wollte ihm nicht zeigen, wie schwach ich war. Außerdem wollte ich mir selbst auch nicht zugestehen, wie viel Angst ich hatte. Jetzt kamen wieder diese verfluchten Tränen. Bis zu diesem Augenblick hatte ich keine Ahnung, dass ein Mensch so viel weinen kann. Müssten meine Tränen nicht schon längst aufgebraucht sein? Warum stand er immer noch an derselben Stelle? Warum schaute er mich mit einem so verständnisvollen Blick an? Er sollte doch nicht so tun, als ob er mich verstand! Ich wollte ihn eigentlich anfauchen, er solle doch bitte machen, was ich gesagt hatte, doch bevor meine unsichere Stimme ein Wort herausbrachte, fing er an zu sprechen: „Ich weiß nicht, was geschehen ist, dass du keinen anderen Ausweg siehst, als hier runter-zuspringen, das Leben zu beenden, aber...“ Nein, er wusste es nicht, er hatte nicht die geringste Ahnung. Und selbst wenn er es wüsste, was würde das bringen? Ich brauchte nicht noch jemanden, der so tat, als würde er mich verstehen. „...aber was ist mit Tanzen im Regen?“ Ich schaute ihn ein wenig verdutzt an. Dann verstand ich, was er mir sagen wollte. Ich sollte an das Gefühl denken, das man beim Tanzen im Regen verspürt. Irgendwie hatte er Recht. „Und denk daran, wie es ist, seinen allerersten Kuss zu bekommen, Sonnenuntergänge anzuschauen, Blumen zu pflücken oder einfach eine Schneeballschlacht zu machen.“ Verdammt, er hatte Recht, er hatte verdammt nochmal Recht. Auf einmal fielen mir ganz viele Sachen ein, für die es sich lohnt, am Leben zu bleiben. Ich würde so viel verpassen. Ich hätte noch so viele Möglichkeiten. Ich könnte neue Orte kennenlernen, die Natur erleben und auch neue Menschen treffen, die mich vielleicht verstehen würden, mit denen ich befreundet sein könnte. Die Welt besteht nicht nur aus solchen Leuten, wie denen, die bei mir in der Schule sind. Auf der Welt leben immerhin acht Milliarden Menschen. Zu diesem Zeitpunkt verspürte ich das erste Mal seit dem achten März, Mamas Todestag, wieder ein wenig Hoffnung auf ein lebenswertes Leben. Ich drehte mich um zu dem Jungen, dem ich mein Leben zu verdanken hatte, und hätte ihm am liebsten ein kleines Lächeln geschenkt. Ich sah, wie er mich anlächelte und mir seine Hand reichte, damit ich vom Brückengeländer herunterkommen konnte.

Dann ging plötzlich alles ganz schnell. Ein Rettungswagen raste mit laufender Sirene und Blaulicht auf uns zu. Kurz dahinter kam mein Vater in seinem Auto angefahren. Er sah mitgenommen aus, noch viel mehr als normalerweise. Bei uns angekommen, sprangen sowohl mein Vater als auch die beiden Rettungssanitäter aus den Fahrzeugen und vergewisserten sich, dass es mir gut ging. Mein Vater umarmte mich und küsste mich auf den Kopf, wobei auch bei ihm eine Träne aus den Augen floss. „Mach das nie wieder, ich

hatte Angst um dich. Ich hab dich doch lieb!“, waren die Worte, die er in meine Haare nuschelte. Die Rettungssanitäter fingen an mir ein paar Fragen zu stellen, um zu schauen, ob ich klar bei Verstand war, während sie mich gleichzeitig nach irgendwelchen Verletzungen abtasteten. Als ich ihnen aber klarmachte, dass ich nicht gesprungen war und somit auch keine körperlichen Schäden hatte, hörten sie endlich damit auf. Ins Krankenhaus wurde ich aber trotzdem gebracht, da half kein Protest. Warum, wusste ich auch nicht genau, aber mein Vater bestand ebenfalls darauf. Also ließ ich es über mich ergehen. Bevor ich in den Krankenwagen einstieg, drehte ich mich noch einmal zu dem Lockenkopf um, der mir zurief: „Ich heiße übrigens Liam und falls etwas ist, kannst du zu mir kommen. Ich wohne über der Bäckerei bei der Sporthalle.“ Dann war er weg, und ich saß alleine hinten im Rettungswagen. Die Sanitäter waren im vorderen Abteil, und mein Vater fuhr wieder mit seinem Auto.

Im Krankenhaus musste ich für eine Nacht bleiben, was ich völlig unnötig fand. Wenigstens hatte ich ein Einzelzimmer. Ich hasste Krankenhäuser! Das Essen schmeckte lang nicht so gut wie das zu Hause. Außerdem war es immer unruhig, ständig rannten Krankenpfleger durch die Flure und ständig piepste irgendein Gerät. Mitten in der Nacht kam eine Pflegerin zu mir ins Zimmer, um eine allgemeine Kontrolle zu machen. Mitten in der Nacht! Ich konnte zwar sowieso nicht schlafen, da meine Gedanken ein einziger Wirbelsturm waren, aber meine Ruhe wollte ich trotzdem haben. Ansonsten machte man mit mir keine weiteren Untersuchungen mehr. Am nächsten Tag durfte ich aber auch nicht nach Hause, sondern wurde in eine psychiatrische Klinik überwiesen und das für mehrere Wochen. Die Ärzte wollten sichergehen, dass ich nicht nochmal von einer Brücke springe oder so. Aber dazu so lange in eine Klinik mit lauter depressiven Leuten zu gehen, in der alle so tun, als wären sie Freunde, musste ich wirklich nicht. Ich fand das einfach nur unnötig. Den Platz sollte man lieber für Menschen freihalten, die in eine heile Welt flüchten wollen. Ich brauchte das nicht! Mir brachte das nichts. Mein Problem konnte niemand lösen. Mama war und blieb tot.

Gleich am ersten Tag wurde ich zu einer komischen Klinik-Psychologin geschleppt, aber was sollte ich dort? Konnte sie mir Mama zurückbringen? Nein. Also was brachte mir diese vergeudete Zeit dann? Außerdem wollte mir diese Frau sowieso nicht wirklich helfen, sie interessierte sich nur für mich, weil sie dadurch Geld bekam. Trotzdem ließ ich die erste Sitzung über mich ergehen. Als ich im Wartezimmer saß, betrachtete mich die Sekretärin ständig mit einem skeptischen Blick. Wahrscheinlich dachte sie, ich sei verrückt, so wie das die meisten Leute denken, wenn sie von meinen Gedanken erfahren.

Damit ich die Blicke der Sekretärin besser ignorieren konnte, sah ich mich im Raum um. Die Wände waren in einem freundlichen Gelb gestrichen. Das sollte wohl eine positive Wirkung auf die Psyche der Menschen haben. Natürlich, ich kam hier rein, sah diese Wände und auf einmal hatten sich alle meine Probleme in Luft aufgelöst. Lächerlich! Von mir aus konnte man die Wände auch pechschwarz streichen. Das hätte wenigstens zu meiner Stimmung gepasst. In einer Ecke stand eine große Kiste voller Spielsachen, damit sich Eltern nicht mit ihren nervigen Kindern herumärgern müssen. Für die Eltern lagen dann zur Beschäftigung Zeitschriften auf einem kleinen Tisch. Bevor ich mir über „Fit im Alter“ oder die „Neue Balance“ von *Brigitte* Gedanken machen konnte, wurde ich schon von der Sekretärin

aufgerufen und zu der Frau geschickt, die meine Psychologin sein sollte. Um ehrlich zu sein, erinnerte sie mich aber eher an eine Hexe. Sie hatte eine furchtbare Hakennase und eine knallrote Brille, durch welche ihre Augen ziemlich gruselig wirkten. Ich bezweifelte, dass es wirklich Leute gab, die ihr irgendwelche Geheimnisse oder ernste Probleme anvertrauten.

Ich sollte mich auf einen der vier Stühle setzen, die in dem Raum, in den ich geschickt wurde, mittig um einen Tisch standen. Auf dem Tisch lagen ein Kugelschreiber und ein paar Blätter Papier, die mit Fragebögen bedruckt waren. Die Hexe setzte sich mir gegenüber. Sie fing an in einer monotonen und langweiligen Stimme zu reden. Andere würden ihre Stimme vielleicht als beruhigend beschreiben, aber ich hatte Mühe, ihr mit den Gedanken zu folgen, ohne einzuschlafen. Am Anfang stellte sie sich mir vor. Sie hieß Frau Doktor Schlemmer, war verheiratet, kinderlos und arbeitete seit 21 Jahren in dieser Praxis. Interessant. „Um jetzt auch dich kennenzulernen werde ich dir ein paar Fragen stellen, die du mit ja oder nein beantworten kannst. Okay, fangen wir gleich an.“ Sie nahm den Fragebogen in die eine, den Kugelschreiber in die andere Hand. „Hast du im Gegensatz zu Gleichaltrigen viele Freunde? Hast du schon einmal geklaut? Hast du schon einmal körperliche Gewalt angewendet? Hast du schon einmal ein Feuer gelegt? Hast du Kontakt zu älteren Leuten mit schlechtem Einfluss auf dich? Hast du Kontakt zu drogenabhängigen Leuten?“ Alle diese Fragen beantwortete ich mit einem Kopfschütteln. Ich wusste nicht genau, warum sie mir solche Fragen stellte und was mir das helfen sollte bei dem Tod meiner Mutter, aber je schneller ich antwortete, desto schneller würde ich aus der Klinik kommen. Das Spielchen ging noch eine Weile so weiter. Warum ich den Fragebogen nicht selber ausfüllen durfte, ohne dabei zu reden, wusste ich auch nicht. Insgesamt wurde nur eine vernünftige zieführende Frage gestellt, und zwar, ob ich ein traumatisches Ereignis erlebt hätte. Diese Frage musste ich mit einem Ja beantworten. Sie brachte mich dazu, Mamas Todesmoment noch einmal in Gedanken zu erleben.

Es war ein Dienstag, kurz nach meinem 17. Geburtstag. Ich hatte zu der Zeit nur wenig zu tun, da die Klausuren-Phase schon vorbei war und ich auch sonst keine Prüfungen hatte, da ich meine theoretische Führerscheinprüfung vor einiger Zeit absolviert hatte. Wir wollten schon lange mal wieder zusammen backen und ein neues Rezept für Cupcakes ausprobieren. Am Tag zuvor besorgten wir alle Zutaten, damit wir direkt nach der Schule anfangen konnten. Irgendwann, wir waren gerade dabei, die Creme für das Topping anzurühren, musste Mama kurz ins Badezimmer. Nach einiger Zeit war sie immer noch nicht da und ich lief hoch, um zu fragen, wann sie wiederkomme. Dann sah ich sie, wie sie auf dem Boden lag, reglos. Es sah so aus, als sei sie gestürzt. An ihrem Kopf hatte sie eine Wunde, aus der Blut tropfte. Ich fing an zu schreien. Mein Körper verlor alle Kraft und sackte in sich zusammen. Zu schwach, um wieder aufzustehen, kroch ich zu ihr und schüttelte sie an den Schultern. Vielleicht spielten mir meine Augen auch nur einen Streich und sie war nur eingeschlafen oder wenigstens ohnmächtig. Aber sie regte sich nicht.

Ich hatte die Sitzung fast hinter mir. Gegen Ende fragte mich die Psychologin noch: „Siehst du manchmal Dinge, die andere Menschen nicht sehen? Oder hörst du manchmal Dinge, die andere Menschen nicht hören?“ Diese Frage empörte mich. Was sollte das? Ich war doch nicht paranoid! Nur weil ich berechtigterweise ein bisschen traurig war, musste man mich nicht als gestört abstempeln!

Nach der Sitzung durfte ich zum Glück auf mein Zimmer und musste bis zum Abendessen nicht mehr unter die Menschen. So ging das dann mehrere Wochen. Vormittags hatte ich Unterricht, damit ich in der Schule nicht komplett abgehängt wurde, danach ging es mit Sitzungen bei Frau Schlemmer weiter, bei denen ich allerdings nur mitmachte, um möglichst schnell aus diesem Gefängnis herauszukommen. Nachmittags machten alle zusammen kleine Ausflüge, kochten oder trieben gemeinsam Sport. Bei den seltenen Besuchen von meinem Vater erzählte er mir, die Leute würden ihn schon mit verständnislosen Fragen über mich nerven. Außerdem berichtete er mir, er könne diese Fragen nicht beantworten, da er selbst kein wirkliches Verständnis für mein Handeln hatte. Er meinte sogar einmal, er würde eher eine andere Person töten, als Selbstmord zu begehen.

Nach zehn Wochen durfte ich schließlich nach Hause. Die Psychologen in der Klinik waren sich sicher, dass ich nicht noch einmal von einer Brücke springen würde, aber sie rieten mir trotzdem zu einer ambulanten psychotherapeutischen Praxis zu gehen, wo ich aber kein einziges Mal auftauchte. Zuhause war ich leider nicht wirklich willkommen. Es war wohl doch unkomplizierter ohne eine Tochter. So viel zu „Ich hab dich doch lieb“. Immerhin probierte mein Vater so zu tun, als würde er sich freuen, dass ich wieder da war, wobei er aber kläglich scheiterte. Im Gegensatz dazu zeigten mir die Leute in der Schule, dass ich auch gerne wieder zurück in die Klinik gehen könnte. „Wieso wolltest du dich umbringen, das Leben ist doch schön?“ war der Satz, den ich am öftesten hörte. Das ist wie wenn man eine Person fragt, warum sie Asthma hat, es gebe ja schließlich genug Luft zum Atmen. Teilweise waren auch richtig fiese Kommentare dabei. Ein Mädchen, welches mich früher schon immer fertig gemacht hatte, erzählte mir, sie hätte es spannender gefunden, wenn ich wirklich gesprungen wäre, dann hätte es mehr interessante Gerüchte gegeben. Dieser Spruch tat weh, aber ich blieb kalt und ignorierte das Gefühl von Einsamkeit und Trauer. Tränen halfen letztendlich auch nichts.

Nachmittags wurde die innere Leere in mir unerträglich. Ich hoffte auf eine Besserung, wenn ich spazieren gehen würde. Also zog ich mir meine Winterjacke, eine Mütze und Handschuhe an. Die letzte Woche hatte es jeden Tag geschneit, doch meine Freude darüber hielt sich in Grenzen. Viel mehr kamen beim ersten Schneefall des Jahres Erinnerungen an meine Mutter in mir hoch. Ich hatte kein genaues Ziel. Ich schlenderte einfach durch das verschneite Dorf. Nach einiger Zeit kam ich zur Sporthalle, vor der kleine Kinder einen Schneemann bauten. Irgendwie stand ich dann vor der Bäckerei. Ich weiß nicht genau, warum ich hierher gelaufen war, aber auf einmal kam Liam in meine Gedanken. Was er wohl gerade machte, ob er zu Hause war? Wohnte er überhaupt noch hier? Ich klingelte. Die Tür surrte und ich trat ein, stieg hinauf in den ersten Stock und traf auf Liam, der schon im Hausflur stand. Seine dunklen Locken sahen genauso aus wie ich sie in Erinnerung hatte. Seine Haselnuss-Augen strahlten mich an. Er wusste direkt, wer ich war. Er umarmte mich und sagte: „Ich habe so lange darauf gewartet, dass du kommst, Enya.“ Zum ersten Mal seit Monaten fühlte ich mich wieder geborgen und jetzt unterdrückte ich meine Tränen auch nicht mehr. Ich musste auch nicht viel erklären, Liam war einfach für mich da, wie es früher meine Mutter immer war. Wir gingen dann gemeinsam noch nach draußen für einen Spaziergang, er war der Meinung, mir würde das guttun. Nach einer Weile bewarf er mich mit einem Schneeball. Er traf mich mitten im Gesicht. Der kalte Schnee ließ mein Gesicht eisig werden. Das machte mich

wütend und ich wollte ihn schon anschreien, doch dann erkannte ich seinen Grund. Ich formte auch einen Schneeball und versuchte ihn damit abzuwerfen. Das war der Beginn der längsten und lustigsten Schneeballschlacht, die ich je hatte. Es war zwar eigentlich total kalt und unangenehm, aber da lachte ich das erste Mal wieder und mit jedem Schneeball, den ich warf, vergaß ich für einen kurzen Moment mehr und mehr meine Sorgen und schlechten Gedanken.

Heute vor einem Jahr.... Letztes Jahr am achten März war ihr Todestag. Heute war ein furchtbarer Tag. Heute fühlte ich mich so leblos wie nie zuvor. Ich konnte heute nicht in die Schule gehen. Zu viele Erinnerungen waren in meinen Gedanken. Ich sah sie wieder vor mir. Tot. Auf dem Boden. Ihr Blut. Ihr bleiches Gesicht. Hätte ich etwas ändern können, wenn ich anders gehandelt hätte? Ich machte mir selbst riesige Vorwürfe. Den ganzen Tag verbrachte ich im Bett. Wie sehr ich mich doch hasste! Vielleicht hatte sie ja noch gelebt? Vielleicht hatte sie noch mitgekriegt, dass ich nichts gemacht hatte, damit sie wieder lebt. Wahrscheinlich machte sie mir auch Vorwürfe. Wie konnte ich nur? Wie konnte ich nur so egoistisch sein und zuerst wegen ihrem Verlust zusammenbrechen, bevor ich versuchte ihr zu helfen?

Mein Vater kam in mein Zimmer und meinte, ich solle zur Schule gehen. Ich wollte nicht, ich konnte nicht. Aber er verstand das nicht. Er konnte mir auch nicht helfen. Niemand konnte das. Ich schrie ihn an, er solle mich doch in Ruhe lassen. „Geh einfach, verschwinde! Ich möchte nichts mehr mit dir zu tun haben. Du verstehst mich nicht. Mir kann man nicht helfen. Vor allem du nicht! Mama hat mich wenigstens geliebt!“, warf ich ihm an den Kopf. Sein verzweifeltes Gesicht ließ mein Herz noch einmal zerbrechen. In alle Einzelteile. Sofort bereute ich meine Worte. Ihn so leiden zu sehen machte mich fertig. Und zu wissen, dass ich der Grund dafür war, tötete mich innerlich. „Das war nicht mit Absicht! Ich meinte das nicht so! Es tut mir leid!“, wollte ich ihm hinterherrufen, aber alles, was ich machte, war ihm stumm zuzuschauen, wie er sich umdrehte und mein Zimmer verließ. Ein paar Sekunden später hörte ich die Haustür zuschlagen. Ich war so eine Versagerin! Jemanden wie mich konnte man gar nicht lieben. Wahrscheinlich wollte niemand irgendetwas mit mir zu tun haben. Für jeden, den ich kannte, war ich nur ein unlösbares Problem. Jeder wartete bestimmt nur darauf, dass ich von allein gelöst wurde, so wie es damals mein Plan war. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn.... Niemand wollte etwas mit einer Versagerin zu tun haben. Ein kleines bisschen Hoffnung war aber noch in mir. Vielleicht hatte ich mich ja verhört und Papa war doch nicht gegangen. Leise schlich ich nach unten und in jedes Zimmer, aber er war fort. Sogar im Badezimmer suchte ich nach ihm, vergeblich. Das war meine letzte Chance und somit starb auch das allerletzte bisschen Hoffnung, das noch übrig war. Als ich mich im Bad umsaß und auf die weißen Fliesen blickte, lag sie dort plötzlich wieder. Alles war wie damals. Aus der Wunde an ihrem Hinterkopf floss Blut. Ich schrie und sackte in mich zusammen. Nur eine Sache war anders, als ich zu ihr kroch. Ihre Augen waren geöffnet. Ihr Blick flehte mich an etwas zu tun. Genau wie ihre Stimme, die mir befahl: „Hilf mir, schnell!“ Die Worte hallten in meinen Kopf umher. Ich wollte etwas tun, aber es ging nicht. Ich wollte mich bewegen, aber ich war wie gelähmt. Nach einer Weile schloss Mama die Augen und bevor sie endgültig tot war, murmelte sie: „Versagerin“. Dann war sie wieder weg und ich lag schweißgebadet und zitternd auf dem Boden. Alles war meine Schuld. Ich

hätte sie retten können. Ich fühlte mich so einsam wie nie zuvor. Auch die Liebe, von der ich immer dachte, dass sie von oben aus dem Himmel, von meiner Mutter, kam, war verschwunden. Auf einmal fühlte ich mich nicht mehr wirklich lebendig. Ich glaubte, meine Gefühle waren gerade gestorben. Konnte ein Mensch ohne Gefühle überhaupt überleben? Ich glaubte nicht. Es würde nicht mehr lange dauern, bis ich nicht mehr lebte. Würde ich dann in die Hölle kommen? Voller Verzweiflung fiel mein Blick auf die Rasierklingen, die noch in der Dusche lagen. Mein Verstand wollte mich davon abhalten, aber gegen meine innere Leere hatte er keine Macht. Eigentlich wollte ich das nicht. Ich kramte mein Handy aus der Hosentasche hervor und wählte Liams Nummer. Nach dem ersten Klingeln legte ich aber wieder auf. Auch er wollte nichts mit einer Versagerin wie mir zu tun haben, da war ich mir sicher. Ich sah keinen anderen Ausweg mehr. In der Dusche nahm ich die Rasierklinge in die Hand und ritzte einen tiefen Schnitt in meinen Unterarm. Das rote Blut floss schnell aus der Wunde. Nach kurzer Zeit war alles rot. Ich sah nichts anderes mehr. Es tat irrsinnig weh, aber ich konnte mich auch ein zweites Mal nicht davon abhalten, die Klinge an meinem Arm anzusetzen. Auf eine seltsame Art und Weise schafften es diese Schmerzen, dass ich mich wieder lebendig fühlte. Auf einmal waren sie wieder da, die Gefühle. Sie überrannten mich und die Tränen strömten nur so aus meinen Augen und vermischten sich mit dem Blut. Zwischen Blut und Schmerzen hatte ich nicht bemerkt, dass Liam plötzlich vor mir stand. Er hatte sich wohl Sorgen gemacht, nachdem ich ihn angerufen hatte. Wie er ins Haus gekommen war, fragte ich gar nicht. Wahrscheinlich fand er den Schlüssel unter der Fußmatte. Das war eigentlich ein ziemlich bescheuertes Versteck. Dort schaute ja jeder Einbrecher als Erstes. Liam schaute mich ein bisschen entsetzt und vor allem besorgt an. Er nahm mich ganz fest in den Arm und wischte das Blut provisorisch mit einem Taschentuch ab. „Alles wird gut. Das verspreche ich dir. Ich bleibe bei dir.“ Seine Worte sorgten zwar dafür, dass es mir wieder etwas besser ging, aber so wirklich gut ging es mir auch nicht, nachdem er mich richtig mit einem Verband verarztet hatte. Zusammen putzten wir noch die Dusche und gingen dann in die Küche. Dort machte er uns einen heißen Kakao mit ganz viel Sahne und holte dazu Schokokekse, die er zufällig mitgebracht hatte. Nach langem stillschweigendem Kakaotrinken schaffte ich es endlich, ihm von meinen Gedanken zu erzählen. Ich hatte große Angst, dass er es nicht verstehen und mich zudem noch verurteilen würde. Aber letztendlich war er die Person, der ich momentan am meisten vertraute, und irgendwem musste ich die Gefühle beichten, bevor sie mich von innen kaputt machten. Zuerst fing ich zögerlich an ihm zu berichten, dass genau heute vor einem Jahr ihr Todestag war. Er zeigte zum Glück viel Verständnis und irgendwann sprudelten alle meine Emotionen und Wörter nur so aus mir heraus. Teilweise waren es ganze Sätze, aber das meiste waren einzelne Satzbausteine und Wörter, die ich zwischen Tränen und Schluchzern herausbrachte. Alles, was ich die letzten Monate unterdrückt und verdrängt hatte, kam jetzt hoch und es tat dermaßen gut, damit nicht mehr alleine zu sein. Liam reagierte noch besser, als ich gehofft hatte. Er streichelte meine Hand, hörte mir aufmerksam zu und versuchte mich dann aufzubauen: „Weißt du, für mich bist du auf keinen Fall ein Versager, genauso wenig wie für deine Mutter. Laut den Ärzten, die sich damit auskennen, ist sie nicht wegen dem Sturz oder der Wunde, sondern wegen einem plötzlichen Herzstillstand gestorben, gegen den niemand etwas machen konnte. Nicht deine Mutter, nicht irgendwelche Ärzte und vor allem nicht du. Solche Schicksalsschläge gibt es immer wieder und sie sind immer furchtbar, aber man kann sie nicht verhindern. Warum sowas passiert, kann ich dir nicht beantworten. Warum es

gerade deine Mutter getroffen hat, weiß ich nicht. Aber ich denke, es ist aus einem bestimmten Grund passiert, der für uns aber nicht greifbar ist, den wir nicht verstehen können. Vielleicht geht es ihr jetzt besser. Das können wir nicht sicher sagen, aber wir können daran glauben. Und ich tue das.“ Meine Frage, warum ich bei unserer ersten Begegnung nicht gestorben war, wenn es einem nach dem Tod doch besser ginge, beantwortete er mit: „Ich denke, weil jemand wusste, dass du eine vielversprechende Zukunft vor dir hast, wenn du es zulässt und deine traumatischen Ereignisse hinter dir lässt und verarbeitest. Das soll nicht heißen, dass du deine Mutter vergessen sollst, das sollst du auf keinen Fall. Es soll heißen, dass du lernen musst, mit ihrem Tod umzugehen. Ich weiß, das ist sehr, sehr schwer und kann lange dauern, aber du kannst das schaffen. Sie wird immer in deinen Erinnerungen weiterleben. Sie wird immer bei dir sein. Natürlich anders als früher, aber letztendlich ist sie bei dir, wenn du sie brauchst. Eure Liebe kennt keine Grenzen, nicht einmal der Tod kann eure Verbindung trennen. Deine Mutter wird immer unter uns sein, denn sie hat Spuren in uns hinterlassen und solange du sie in deinen Erinnerungen trägst, wird sie nie wirklich weg sein. Und ich glaube fest daran, dass du sie eines Tages wiedersehen wirst, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Aber das dauert noch. Zuerst musst du dein Leben leben und in vollen Zügen genießen. Ich möchte, dass du dir außerdem einmal vorstellst, du wärest anstatt ihrer gestorben und könntest sie jetzt von oben beobachten. Wärest du glücklich, wenn du sehen würdest, wie deine Mutter nur noch ihren Kopf in den Sand steckt und dir hinterhertrauert?“ Er wartete kurz mein Kopfschütteln ab, bevor er fortfuhr: „Und genau so wird es ihr auch gehen. Sie möchte, dass du glücklich bist, weil sie dich liebt! Denk immer daran.“

Als ich abends im Bett lag, gingen mir seine Worte immer wieder durch den Kopf. Wie weise er doch war. Ich bin mir ziemlich sicher, er konnte meine Gefühle nicht hundertprozentig nachvollziehen, da er diese selbst noch nie erlebt hatte, aber er zeigte trotzdem Verständnis. Allein schon, dass er mich nicht verurteilte, nachdem ich mich mit der Rasierklinge verletzt hatte, bewies, was für ein toller Mensch er war. In diesem Moment überfiel mich eine Dankbarkeit, die ich noch nie zuvor verspürt hatte. Liam war echt etwas ganz Besonderes. Er war ein Geschenk des Himmels. „Vielleicht hat Mama ihn zu mir geschickt“ war mein letzter Gedanke, bevor ich einschlief.

Es war der zweite Sonntag im Mai. Heute war Muttertag. Für mich der zweite Muttertag ohne eine Mutter. Dieses Jahr ging es mir schon viel besser als letztes Jahr, aber es war doch immer wieder ein Kampf mit mir und dem Glücklichein. Um das Leid ein wenig zu vermindern, wollte Liam mich heute abholen und etwas mit mir unternehmen, was genau, wusste ich nicht. Pünktlich um elf Uhr vormittags fuhr er mit seinem Auto in unsere Einfahrt. Als ich einstieg, hatte ich keine Ahnung, wohin wir fahren würden, Liam meinte, es wäre eine Überraschung. Nach ungefähr einer halben Stunde hielten wir auf einem kleinen Parkplatz mitten im Wald an. Von dort aus liefen wir noch ein kleines Stück, bis wir zu einer atemberaubenden Lichtung kamen. Die Sonnenstrahlen fielen durch die Lücke zwischen den Bäumen auf das saftige Grün der Wiese. Die Gräser gingen mir bis zur Hüfte. Unzählige Blumen in den verschiedensten Farben leuchteten mittendrin. Alles wirkte ziemlich unreal, wie in einem Traum, aus dem man nicht mehr aufwachen möchte. Liam strahlte mit der Sonne um die Wette, während er eine Picknickdecke ausbreitete, auf die er frische

Erdbeeren, Croissants und ein paar Säfte legte. Das ganze sah unfassbar altmodisch und gleichzeitig romantisch aus. Es war einfach umwerfend. Nach dem Picknick pflückten wir einen riesigen Blumenstrauß, größer als alle, die ich je gesehen hatte. Alle möglichen Blumen in allen möglichen Farben pflückten wir. Es machte so viel Spaß und ich war so glücklich wie schon lange nicht mehr. Mit dem Blumenstrauß stiegen wir wieder ins Auto, aber wir fuhren nicht, wie ich gedacht hatte, wieder nach Hause, sondern zum Friedhof. Ich wusste nicht, ob ich schon bereit war, am Muttertag Mamas Grab zu besuchen, aber mit Liam fühlte ich mich sicher. Er nahm mich an die eine, die Blumen in die andere Hand und führte mich zu ihrem Grab. Dort legten wir den Strauß zusammen hin und zündeten eine Kerze an. Das Grab sah nun so entzückend aus, dass mir die Tränen kamen. Dieses Mal waren das zum ersten Mal Glückstränen. Ich dachte an unsere gemeinsamen Momente zurück und lächelte. Ihr würde das Grab gefallen. Wir standen noch sehr lange am Grab. Ich war dankbar, dass Liam bei mir war. Er hielt mich fest in seinem Arm, während wir der untergehenden Sonne zuschauten, wie sie den Friedhof in ein hübsches rot-orangenes Licht tauchte.

Auf dem Heimweg zog der Himmel zu und es fing an zu tröpfeln. Kurz vor unserer Einfahrt schüttete es dann richtig. Ich ärgerte mich ein bisschen. Das musste nach so einem Tag doch nun wirklich nicht sein. Als wir zu Hause ankamen, stieg Liam aus, öffnete mir die Autotür und zog mich in den Regen hinaus. Anfangs wippten wir nur leicht hin und her, aber bald wirbelten und sprangen wir durch die Gegend und vergaßen alles um uns herum. Wir verbrachten eine halbe Ewigkeit tanzend im Regen, bis ich ihm irgendwann erschöpft in die Arme fiel. Er blickte mir tief in die Augen und küsste mich zärtlich auf die Lippen. Ich glaube, das war der Moment, in dem ich wieder ein inneres Glück verspürte. Vielleicht war das Leben doch ganz schön.